königlichen Landgute und in königlichen Geschäften musste er sich doch mit einer elenden Lehmhütte als Wohnung und mit einer spärlichen Kost begnügen. Beides theilten wir gerne mit unserem wackeren Freunde, indem die Gespräche über das Vaterland und manche angenehme Erinnerungen jede Entbehrung vergessen machten. Wir durchwanderten in seiner Gesellschaft die Umgebungen von *S. Cruz*, grösstentheils sumpfige, von einzelnen niedrigen Waldparthien unterbrochene Wiesengründe, auf denen wir zum ersten Male den hochbeinigen americanischen Storch (*Jaburú*) in grosser Anzahl umherschreiten sahen. Ueber unserem Haupte schwebte mit eintönigem Geschreie der Wiedhopf (*Vanellus cayennensis*), und die an den Sümpfen sich aufhaltenden Spornflügler (*Parra Jacana*) liefen haufenweise herum. Es war uns jedoch versagt auf sie Jagd zu machen, weil solche eine Legoa im Umkreise von *S. Cruz* verboten ist. Bei einer andern Gelegenheit dehnten wir unsere Excursion bis *Sabatí* aus, und fanden auf den sandigen Dünen und zwischen behaarten Mimosengesträuchen einen fast anderthalb Fuss langen Ophisaurus. In dieser Gegend wachsen auch viele Seifenbäume (*Sapindus Saponaria*), deren Früchte häufig nach der Stadt gebracht werden. Die ärmere Volksclasse bedient sich derselben statt der Seife, da die feinere, grösstentheils aus Nordamerica eingeführte unter die kostbareren ökonomischen Artikel gehört. In manchen Jahren liefert ein einziger dieser Bäume, gemeiniglich von der Grösse unserer Nussbäume, viele Scheffel der durch die Menge des seifenartigen Schleimes ausgezeichneten Früchte. Es finden sich hier mehrere Arten noch höherer Bäume, welche das Material für die hiesigen Kohlenbrennereien geben. Letztere werden ganz auf dieselbe Weise wie in Europa, vorzüglich in den trockensten Monaten vom Julius bis zum September veranstaltet, und sind bei dem Mangel des niedrigen, in der Hauptstadt gebräuchlichen Brennholzes sehr einträglich. Sie sind erst jetzt mit Nachdrucke betrieben, seitdem Hr. Feldner durch die Untersuchung der Steinkohlenminen bei Bahia dargethan hat, dass von diesen wenig Ausbeute zu erwarten sey.

Noch unerfahren mit dem Reisen hier zu Lande hatten wir in Rio viel überflüssiges Gepäck mitgenommen, und sahen uns jetzt in die Nothwendigkeit versetzt die Thiere an Last zu erleichtern. Nachdem daher

alle unnöthige Bürde ausgewählt und zurückgelassen war, brachen wir am 11. December von *S. Cruz* auf und wurden eine Strecke Wegs von unserem Freunde begleitet. Die schön gebahnte Strasse führt südwestlich fast in gerader Linie bis zu einer Brücke, wo eine Barrière (*Registo Real*) zur Controlle der innerhalb Rio de Janeiro und S. Paul Reisenden, vorzüglich aber zur Verhütung des Unterschleifes von Goldstaub aus dem Innern nach der Küste errichtet wurde. Die Gegend ist offen, eben, durch häufige Bäche und Teiche bewässert und wird im S. und W. von der *Serra do mar* begrenzt, welche in grösserer oder kleinerer Entfernung längs dem Meere hinläuft und hier einen Ast fast in der Richtung von W. nach O. sendet, der sich unter dem Namen *Serra da Ilha grande* bis zur Bai *Angra dos Reys* erstreckt, und dessen Fortsetzung den Kern der *Ilha grande* bildet.

Die Nacht vom 12. auf den 13. December brachten wir in *Taguahy* (*), einer grossen Zuckerfabrik, zu, deren Umgebungen in einer unglaublichen Mannichfaltigkeit von Vegetation prangen. Eine kleine Kirche auf der Anhöhe beherrscht das Thal. Nicht weit von derselben ist ein grosser See, welcher von den verschiedensten Wasservögeln belebt wird. Zum ersten Male bemerkten wir hier eine Art Specht (*Picus garrulus nob.*), welche sich nur in den Campos ähnlichen Gefilden aufhält, und mit zänkischem und verrätherischem Geschreie dem Reisenden vorauseilt. Am folgenden Morgen, als wir unsere Maulthiere beladen liessen, mussten wir eine neue traurige Erfahrung von der Schwierigkeit des Transportes in diesem Lande machen. Ein Lastthier, welchem man den blechernen Cylinder mit Barometerröhren aufgebunden hatte, ward plötzlich scheu, rannte in den nahen Wald und konnte nicht eher eingefangen werden, als nachdem es alle Bürde abgeworfen und die Instrumente vernichtet hatte. Dieser Verlust war uns um so schmerzlicher, da er während der ganzen Reise bis S. Paul nicht wieder ersetzt werden konnte, wohin wir jedoch glücklicher Weise einige Barometer-

(*) *Taguahy* hat seinen Namen von den brasilianischen Wörtern *Tauá*, gelb, und *Hy*, Wasser. In den südlichen Provinzen wird unter den mancherlei Modificationen der Lingua geral bemerkt, dass die in ihr so häufigen Vocale durch dazwischen geschobene Consonanten getrennt werden. Es entsteht so *Taguá* aus *Taua; Jaguareté* aus *Jauareté*, die Onze u. s. w.

röhren zu Wasser gesendet hatten. Die physikalischen Wissenschaften haben selbst in den Hauptstädten Brasiliens bis jetzt nur wenig Pflege gefunden, die Barometer und andere Instrumente, welche man noch hie und da vorfindet, werden daher von den Wenigen, die sich mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigen, als die kostbarsten Werkzeuge angesehen.

Am Fusse des Gebirges, welches wir nun zu übersteigen hatten, befand sich das Haus eines holländischen Pflanzers. Während man in den Wald schickte ihn zu holen, und unsere Karavane vorausging, hatten wir Gelegenheit einen Reichthum von Pflanzen und den schönsten Insecten, besonders Cetonien, einzusammeln. Hr. Dufles, so heisst dieser Pflanzer, betreibt mit grossem Erfolge den Zucker- und Kaffebau, welcher durch die Feuchtigkeit des Thales und die sonnige Lage des Gebirges äusserst begünstigt wird. Glücklicher Weise verweilten wir hier nicht lange und erreichten bald unsere Lastthiere, die sich auf dem lettigen, zu tiefen Löchern ausgerissenen Boden in gänzlicher Unordnung befanden. Die meisten hatten ihre Last abgeworfen oder waren in den Gruben stecken geblieben. Es mussten daher sogleich Faschinen gemacht werden, um diese auszufüllen und den Thieren festen Fuss zu verschaffen. Nach anstrengender Arbeit war endlich der Gipfel des Berges erreicht, wo uns eine weite Fernsicht auf die Ebenen von *S. Cruz* die Mühe vergessen liess. Unter mancherlei Gefühlen nahmen wir hier den letzten Abschied von der Seeküste und schlugen den Weg ins Innere ein. Das Gebirge besteht aus Granit von ziemlich feinem Korn und röthlicher Farbe, der bisweilen in Gneiss übergeht, und mit dichtem Urwald bedeckt ist. Der steile Weg wendet sich im Gebirge von S. nach W. und führt durch mehrere angenehm bewässerte, aber einsame und wegen Mangels an Cultur traurige Thäler zu einem ärmlichen Dorfe mitten im Gebirge, das den reizendsten Aufenthalt für einen Naturforscher gewähren könnte, weil seine Umgebungen eine Fülle der reichhaltigsten Vegetation und der mannichfaltigsten Thiere zur Schau tragen. Myrten, Rubiaceen, Scitamineen und Orchideen machen die Hauptzüge in der Physiognomie dieser Waldungen aus, welche sich, wie die von der *Serra de Estrella*, in einer Höhe von zweitausend fünfhundert bis dreitausend Fuss über der Meeresfläche befinden. Ehe wir zu unserem Nachtlager, der Fazenda *S. Rosa*, gelangten, passirten wir einen

königlichen Meierhof, welcher von dem in *S. Cruz* abhängig ist und vorzüglich zum Fällen edler Holzarten (*Madeiras reaës* oder *de ley*) mittelst königlicher Sclaven benützt wird. Die Fortsetzung des Weges wird wegen der Steilheit des Gebirges, der häufigen Hügel und lehmigen Abgründe, welche grosse Windungen nöthig machen, immer unbequemer und gefährlicher. Auf allen Seiten schliessen sich die engen, mit dunkler Urwaldung besetzten Thäler, durch welche bisweilen ein kühler klarer Bach herabkommt. Die tiefste Einsamkeit herrscht hier, und ausser einigen elenden Lehmhütten oder neuen Holzschlägen begegnet dem Wanderer kaum etwas, das ihn an menschliche Einwirkungen auf diese majestätisch wilde Natur erinnert. Als wir von der steilen Anhöhe herab aus dem ernsten Dunkel des Urwaldes hervortraten, erblickten wir den kleinen Flecken *Villa de S. Joâo Marcos*, und später eine einsame aber stattliche Fazenda im Thale. Die neuen Schläge der Wälder bedecken sich vorzüglich auf sonnigen lichten Anhöhen in kurzer Zeit mit einem unglaublich dichten Kleide von einer Art Saumfarn (*Pteris caudata*), welche wegen der Verbreitung ihrer zähen Wurzeln in dem Grunde, ähnlich unserem Adlerfarn, zu einem verderblichen Unkraute wird und nur mit Mühe auszurotten ist. Die Neigung dieser Pflanze, sich immer nur auf eben erst urbar gemachtem Lande niederzulassen, ist beachtungswerth für die Geschichte der Pflanzenverbreitung. In den Breiten, welche wir jetzt durchreisten, bemerkten wir noch mehrere andere Pflanzen unmittelbar nach dem Abtriebe der Wälder entstehen; dahin gehören *Phytolacca decandra* und *icosandra*, *Scoparia dulcis*, *Solanum decurrens* und noch einige Arten derselben Gattung, *Gronovia scandens*, *Phlomis officinalis nob.* und mehrere Hyptisarten. In Nordamerica werden die dichten Gehäge der Farnkräuter wegen ihres grossen Gehaltes an Kali zu Pottasche verwendet; in Brasilien hat man aber noch nicht versucht, die Farnkräuter und jene ungeheueren Holzmassen, welche jährlich gefällt werden, darauf zu benützen, da man die nach dem Abbrennen der Waldung zurückgebliebene Asche zur Düngung des Bodens für nothwendig hält.

In *Retiro*, einer ärmlichen Fazenda seitwärts von *S. Marcos*, in einem ringsum von waldigen Bergen eingeschlossenen sumpfigen Thale

brachten wir die erste Nacht unter freiem Himmel zu. Der Ambosschläger hatte seine zauberhaft klingenden Töne vollendet, das Heer der Cicaden schrillte mit dunkelnder Nacht in stetiger Monotonie fort, dazwischen erschallten die paukenartigen Töne eines grossen Frosches, die Klage der Capueira und der düstere Ruf des Ziegenmelkers. Durch die stets wiederkehrenden Eindrücke angeregt, fühlten wir uns in der einsamen Wildniss in eine seltsam feierliche Stimmung versetzt, die sich noch steigerte, als das Firmament in aller Pracht der südlichen Sternbilder auf die dunklen Wälder herabglänzte, und Millionen leuchtender Käfer irre Lichtkreise durch die Hecken zogen, bis endlich ein heftiger Platzregen ringsum Alles in dichte Finsterniss hüllte. Das Waldgebirge, welches wir bisher durchreist hatten, ist der höchste Theil jenes Astes der *Serra do mar*, der sich im Ganzen ungefähr dreitausend Fuss hoch von dem gegen Norden laufenden Hauptstocke nach der Meeresküste hinwendet. Die darauf folgenden, von uns überstiegenen Berge sind niedriger, und erheben sich in grösseren Zwischenräumen. Der Weg ist bisweilen tief in den aus rothem Lehm bestehenden Boden eingehauen, sehr enge und wenn sich, wie dieses hier häufig geschieht, mehrere Maulthiertruppen begegnen, gefährlich. Diese Art von Strassen ist übrigens in den üppigen Urwaldungen willkommen, weil durch Beschränkung aller Reisenden auf einen schmalen Pfad die sonst schnell eintretende Verwilderung desselben verhindert wird. Für gepflasterte Wege und Brücken ist natürlich in diesen Einöden nirgends gesorgt, obgleich der Boden in der Nähe der häufigen Bäche besonders zur Regenzeit beinahe grundlos wird. In diesen Wäldern fiel uns zum ersten Male der Ton eines gräulich braunen Vogels, wahrscheinlich einer Drossel, auf, der sich in den Gebüschen und auf dem Boden feuchter Waldgründe aufhält und in häufigen Wiederholungen die Tonleiter von H^1 bis A^2 so regelmässig durchsingt, dass auch kein einziger Ton darin fehlt. Gewöhnlich singt er jeden Ton vier- bis fünfmal, und schreitet dann unmerklich zu dem folgenden Viertelstone fort. Man ist gewöhnt, den Sängern der americanischen Wälder allen harmonischen Ausdruck abzusprechen und ihnen nur die Pracht der Farben als Vorzug zuzugestehen. Wenn aber auch im Allgemeinen die zarten Bewohner der heissen Zone sich mehr durch Farbenpracht als durch Fülle und Kraft der Töne auszeichnen, und an klarem und melo-

dischem Gesange unserer Nachtigall nachzustehen scheinen, so beweist doch ausser anderen auch dieser kleine Vogel, dass ihnen die Fundamente der Melodie wenigstens ebenfalls eigen sind. In wiefern die musikalische Bildung des Menschen überhaupt auf die Tonkunst der Thiere schon gewirkt habe, bleibt eine nicht uninteressante physiologische Untersuchung. Denkbar ist es wenigstens, dass, wenn einst die fast unartikulirten Töne entarteter Menschen durch die Wälder Brasiliens nicht mehr erschallen, auch viele der gefiederten Sänger verfeinerte Melodien hervorbringen werden. Neben den Vögeln des Waldes nehmen hier auch häufige Schlangen, besonders die schöngefärbte *Ahaetulla*, die quer über den Weg sich schlängelnd oder von den vorüberziehenden Karavanen getödtet vorkommen, die Aufmerksamkeit des Zoologen in Anspruch. Auf Bäumen, vorzüglich an feuchten Orten wächst hier eine Flechte (*), die durch ihre prächtige Rosenfarbe ein wahrer Schmuck der Stämme wird. Die Schönheit und der eigenthümliche Glanz dieses Gewächses haben Herrn Tonay veranlasst, solches auf Farbestoff zu benützen und Vauquelin (**), der es unter dem Namen der *Cochenille végétale* untersuchte, bemerkt, dass das in ihm enthaltene rothe Pigment viele Aehnlichkeit mit der Orseille habe, zwar weniger lebhaft und glänzend, auch in geringerer Quantität vorhanden sey, sich aber mit Nutzen zur Färbung der Seide, Wolle, weniger hingegen der Baumwolle anwenden lasse. In dem Hauptthale zwischen den bis jetzt überstiegenen Gebirgsreihen und dem folgenden fliesst der *Pirahy* (Fischfluss), dessen Wasser, des sandigen und sumpfigen Bettes ungeachtet, ziemlich klar ist. Da er weder Brücke noch Fähre hat, so mussten die Lastthiere abgeladen werden und durchschwimmen und die Bagage wurde von den Leuten auf den Schultern übergetragen. An der tiefsten Stelle war früher ein schmaler Balken (*Pinguéla*) für Fussgänger angebracht gewesen, unglücklicher Weise aber jetzt vom Wasser hinweggerissen worden, so dass Hr. Ender im Uebersetzen zu Pferde zu unserem Schrecken plötzlich in ein tiefes Loch gerieth, aus dem er nur mit Lebensgefahr wieder ans Ufer kam.

Bei der *Fazenda dos Negros*, vier Legoas von *Retiro*, wo wir übernachteten, begegnete uns der unangenehme Zufall, dass einer von unseren

(*) Spiloma roseum Raddi (Mem. di Fis. Soc. Ital. Vol. 18. p. 349. t. 2.) (**) Memoires du Muséum. Année 3me. p. 145.

Leuten von einer Vogelspinne gebissen wurde. Obgleich diese Thiere allgemein als giftig verschrieen sind, so hatte doch die Wunde, nachdem sie auf glühenden Kohlen ausgebrannt wurde, keine weiteren Folgen. Die zahlreichen Sclaven der Fazenda feierten ein Fest, das bei Tanz, Gesang und lärmender Musik von Sonnenuntergang bis tief in die Nacht andauerte. Das Getöse ihres *Atabaque*, einer Art Trommel, und des *Canza*, eines mit eisernen Querleisten versehenen dicken Rohres, auf dem sie durch Hin- und Herfahren mit einem Stocke einen schnarrenden Ton hervorbringen, störte uns eben so sehr, als der heftige Platzregen, welcher durch den Sturmwind von allen Seiten unter unsern Hangard getrieben, uns oft plötzlich die Lagerstätte zu verändern nöthigte. Mit dieser Nacht begannen für uns die Unannehmlichkeiten einer Reise während der Regenzeit, welche sich von jetzt an in strengerer Continuität nicht bloss Nachts, sondern auch Nachmittags einzustellen schien. Ringsum eingeschlossen von waldigen Bergen, die jeden Morgen bis tief herab in dichte Nebel eingehüllt waren, fanden wir bald eine bedeutende Zunahme des hygroscopischen Zustandes der Atmosphäre. Der Fischbeinhygrometer, welcher sich in den früheren Monaten elastischer erhalten hatte, stand jetzt sehr oft auf 60° bis 65° und zeigte am Abend und am Morgen mehr als 70°. Für die Bewohner selbst erschien die nun eintretende nasse Jahreszeit willkommen, denn die abgetriebenen Waldplätze waren während der letzten trockenen Monate in Asche gelegt worden und wurden jetzt für die neuen Pflanzungen benützt. Uns dagegen musste der die Nacht hindurch bald in reichlichen Strömen, bald in feinem Nebel herabkommende Regen und die ihn begleitende Kälte sehr lästig seyn. Unser Gepäck, unter den gesammelten Naturkörpern am meisten Insecten und Pflanzen, litt sehr durch diese plötzlich zunehmende Feuchtigkeit und überzogen sich mit einem gelblichen Schimmel (*), dessen plötzliche Entstehung durch keine Sorgfalt abgewendet werden konnte. Wir hofften zwar nach Uebersteigung der zweiten Gebirgskette, die sich in der Richtung von N. W. nach S. O. gegen das Meer hin erstreckt, ein günstigeres Klima zu finden, sahen uns aber hierin getäuscht,

(*) Es war dasselbe Eurotium herbariorum Link, welches sich auch bei uns während feuchter Witterung in den Herbarien ansetzt.

denn das anhaltende Regenwetter verfolgte uns von jetzt an mehrere Wochen hindurch. Die Wege, meistens im schweren Thonboden gebahnt, wurden grundlos, und die Anschwellung der reissenden Waldbäche, durch welche die Bagage sehr oft auf dem Rücken der Treiber gebracht werden musste, verzögerte die Reise ungemein.

Dieser zweite Gebirgszug, aus dessen nördlichsten Thälern zwei der Hauptquellen des *Paraiba*, der *Paratininga* und der kleinere *Rio Turbo* herabkommen, besteht wie der erstere ganz aus Granit, der sich an einigen Stellen durch flasrigen Bruch in Gneiss umgestaltet. An mehreren Plätzen vor dem an einen Hügel gelehnten Pfarrorte (Freguezia) *Bananal* zeigte das Gebirg ein Streichen in Stunde 3 und 4, einen Fallwinkel von etwa 30°. Der Granit bestand hier aus vielem grauen und silberfarbenen Glimmer, weissem Quarze und weissem oder röthlichem Feldspathe. Diese Gegenden, obgleich nur sparsam bevölkert, scheinen jedoch fleissiger bebaut als die vorher durchreisten. Man erblickt hie und da sehr ausgedehnte Pflanzungen von Mais, dem wichtigsten Erzeugnisse in diesen Bergen, das hier fünfzig bis sechzigmal die Aussaat wiedergiebt. Mehrere europäische Ansiedler haben in den kälteren Regionen dieser Berge auch den Anbau des Leines mit sehr günstigem Erfolge versucht, doch möchte die Cultur dieser Pflanze bei der Häufigkeit der Baumwolle und dem geringeren Absatze der Leinenzeuge, welche bei dem Brasilianer bis jetzt weniger im Gebrauche sind, sobald noch nicht grosse Fortschritte machen. Auf einer beträchtlichen Höhe hinter *Bananal* bemerkt man einen deutlichen Uebergang des Gneisses in Glimmerschiefer, der in Stunde 3 streicht. Als Fündling kam uns auf der Strasse häufig ein dichter Brauneisenstein vor, welcher in drusigen Glaskopf übergeht. Südlich von *Bananal* laufen noch mehrere Gebirgszüge fast parallel mit einander und insgesammt dicht bewaldet von W. gegen den Ocean hin. Die ersteren derselben von mehr abgerundeten Umrissen und gefälligem Charakter, zwischen denen sich einige lichte Thäler mit Teichen und üppigen Grasfluren öffnen, überstiegen wir in zwei Tagmärschen. Man bemerkt überall dieselbe Gebirgsart eines ziemlich grobkörnigen Granites mit vielem grauen und silberweissen Glimmer. In den Thälern haben sich an kleinen Bächen mehrere Colonisten niedergelassen,

deren weitläuftige Anpflanzungen von türkischem Weizen den ersten Charakter von Cultur über diese einsamen Gegenden verbreiten. Der dritte Gebirgsrücken, *Morro formozo*, erinnert durch seine kühnere Bildung, grössere, freiere und eckige Massen an die Berge um Rio und macht die Grenze zwischen der Capitanie von Rio und S. Paulo. Längs dem Wege, der unter vielen Krümmungen südsüdwestlich durchs Gebirge läuft, steht an mehreren Orten Granit mit grossblättrigem, sehr eisenschüssigem Glimmer zu Tage an, und in ihm streichen kleine Gänge von aufgelöstem Rotheisenstein, in Stunde 2 des bergmännischen Compasses unter sehr starken Fallwinkeln; auch beträchtlich grosse Stücke eines dichten Brauneisenerzes und grosse Massen derben weissen Quarzes kommen hie und da vor. Von dem *Morro formozo*, der so wie die Gebiets- auch die Wasserscheide in diesem östlichen Aste der *Serra do mar* bildet, senkt sich der Weg durch niedrige, mehr offene und anmuthige Berge, in denen Bevölkerung und Cultur zunehmen, abwärts. Für die Mühseligkeiten, welche uns die verdorbenen Wege und häufigen Regengüsse erdulden liessen, wurden wir durch den Reichthum der Natur entschädigt; besonders erschienen diese Gegenden als das Vaterland der schönsten Schmetterlinge, die zu Tausenden mit ihren glänzenden bunten Flügeln um die von der Sonne beschienenen Waldbäche gaukelten.

Am dritten Tage, nachdem wir *Bananal* verlassen, den Fluss und das Oertchen *Barreiro* passirt hatten, erreichten wir *S. Anna das Arêas*, einen ziemlich ausgedehnten Flecken, welcher erst seit kurzem vom Könige zu einer Villa erhoben worden war. Die Regierung sucht überhaupt die Vereinigung mehrerer Colonisten durch Verleihung solcher Titel und der damit verbundenen Vorrechte zu begünstigen, indem sie dabei von dem doppelten Gesichtspuncte ausgeht, dass durch gegenseitige Nähe sowohl die Ansiedler an Civilisation und Bürgersinn, als der Staat an Leichtigkeit der Verwaltung, der Steuerperception und der Regulirung der Milizen und Ordonanzen (des Landsturmes) gewinnen. In jedem Lande, das bei grosser Ausdehnung eine nur geringe Menschenzahl besitzt, liegt es gewiss mehr im Interesse der Regierung, einzelne Gegenden durch Vermehrung der Bevölkerung und Belebung der Industrie auszubilden, und auf die entsprechende Stufe höherer bürgerlicher Verhältnisse zu erheben,

als die Masse der Einwohner vereinzelt sich über die grosse Ausdehnung des Landes verbreiten zu lassen und jedem Einzelnen ein Leben zu gestatten, welches ferne von allem Schutz und aller Beobachtung der Gesetze, ohne die wohlthätige Einwirkung des gesellschaftlichen Zustandes weder Sittlichkeit und Bürgertugend noch Cultur befördern kann. Die Tendenz der portugiesischen Regierung hat in soferne einige Aehnlichkeit mit dem in Russland eingeführten Militärcolonisationssystem, wenn gleich letzteres als Kriegsinstitut eine ganz verschiedene Richtung hat. Die *Villa das Arèas*, seit höchstens fünf und dreissig Jahren mitten in diesem mit dichten Wäldern bedeckten Gebirge aus den Ansiedlungen einiger armen Colonisten entstanden, kann natürlich noch kein Bild glänzender Wohlhabenheit darstellen. Die niedrigen Häuser aus leichten Latten gezimmert, durch einfache Geflechte von Gerten verbunden und mit Thon beworfen, und die kleine, auf gleiche Weise construirte Kirche haben einen sehr ephemeren Charakter, so dass diese Wohnplätze nur gleichsam als Zufluchtsörter für Wanderer auf kurze Zeit erbaut erscheinen. Der Ausdruck des Heimischen und der auf lange Dauer berechneten Solidität europäischer Wohnungen wird hier gänzlich vermisst, freilich nicht ganz unangemessen einem Klima, in welchem die Einwohner, deren Niederlassung keine Stetigkeit hat, eines dauerhaften Daches so wenig bedürfen. Aehnlich diesem Orte fanden wir den bei weitem grösseren Theil aller Flecken im Innern Brasiliens, und die Seltenheit eines gut gebauten und heimischen Hauses erregte öfters die Sehnsucht nach den Reizen vaterländischer Bequemlichkeit und Reinlichkeit. In der Nähe von *Arêas* befindet sich noch gegenwärtig eine unbedeutende Aldea von Indianern, Ueberresten jener zahlreichen Horden, die vor der Besitznahme der *Serra do mar* durch die Paulisten den ganzen ausgedehnten Wald dieses Gebirges bewohnten und jetzt entweder ausgestorben sind, oder vermischt mit Negern und Mulatten in einem Zustande von Halbcultur zerstreut zwischen den Colonisten wohnen. Sie unterscheiden sich noch durch die Indolenz und den fast unbezähmbaren Starrsinn ihrer Vorfahren, und stehen wenig im Verkehre mit den Colonisten, deren Pflanzungen und Viehstand bisweilen die räuberischen Eingriffe dieser bösen Nachbarn zu empfinden haben. Die Einwohner bezeichnen diese Indianer gemeiniglich mit dem Namen der *Capoculos* und unterscheiden

sie dadurch von den wilden und gänzlich uncivilisirten (*Gentios*, *Bugres*, *Indios bravos*). Es ist wahrscheinlich, dass diese Reste, welche längs der Küste wohnen, mehreren Volksstämmen angehören, deren Namen zum Theil verloren gegangen sind, indem die Portugiesen sie nicht von einander unterschieden, sondern mit dem gemeinschaftlichen Namen der *Coroados* oder *Geschornen* bezeichneten, weil sie das Haar auf der Mitte des Scheitels abzuschneiden und nur einen Kranz von Haaren ringsum die Schläfe zu tragen pflegten. (*) Gegenwärtig ist der Hauptsitz der *Coroados* an den Ufern des *Rio da Pomba*, eines Seitenastes des *Paraiba*, und da die Indier ihre Wanderungen immer längs den Flüssen zu machen pflegen, scheint es, dass sie sich ursprünglich aus dem Innern nach dem Meere hin ausgebreitet haben. Ueberreste derselben Nation sind es auch, welche in der *Aldea de Valença*, nicht weit von dem Wege von Rio nach Villa Rica zwischen den Flüssen *Paraiba* und *Rio preto* beisammen wohnen. Dieser Ort war noch vor wenigen Jahren der einzige in der Capitanie von Rio de Janeiro, an welchem sich eine ansehnliche Zahl sowohl getaufter als heidnischer Indianer aufhielt. Die Lage des Etablissements begünstigte die Neigung dieser Naturmenschen, von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit der grossen Urwälder am *Paraiba* und weiter nördlich gegen Minas Geraës hin zurückzukehren, von wo aus sie sich aber immer wieder bei dem Geistlichen der Mission einstellten. Die Einführung einer Schweizercolonie nach Rio de Janeiro, die bald, nachdem wir die Stadt verlassen hatten, erfolgte, und der Befehl der Regierung, dass jene Indianer die Waldschläge für diese neuen Ankömmlinge machen sollten, wird als Ursache angegeben, warum sich neuerlich ein grosser Theil der ersteren für immer von der Aldea entfernt habe.

(*) Die Geschichtschreiber erwähnen in der Nähe von Rio de Janeiro und längs den Küsten von dort südlich gegen S. Paul hin der *Tamojós*, einer sehr streitbaren Nation, Verbündeten der Franzosen unter Villegagnon gegen die Portugiesen, und der *Carijos* oder *Guarús* in den Wäldern der ganzen *Serra do mar*, welche sich sehr weit nach Süden erstreckten. An der Nordküste der Bai von Rio und in den Fluren von Cabo frio wohnten die *Goytacazes*, von deren letzteren die Corografia brasilica (II. p. 45) drei Horden aufzählt, nämlich die *Goytaca-Guassú*, *Goytacá-Moppís* und die *Goytaca-Jacoretó*. Westlich von diesen und nach Süden hinter der Serra do mar bis gegen S. Paul hin wohnten die verwandten *Goyanazes*.